

Bernd Rieken

Überlegungen zur Akademisierung der Psychotherapie – am Beispiel der Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien

Summary

Reflections on psychotherapy training in universities, with the example of the Sigmund Freud University Vienna

The German Ministry of Health has now spoken out in favour of psychotherapy training within the academic setting of universities and the implementation of this is already in its initial stages. But in Austria, psychotherapy as a university course combining psychotherapy training with academic courses in theory, has been offered at the Sigmund Freud University in Vienna since 2005. Psychotherapy training in a university setting offers several advantages: the training is less restrictive than in private organisations, the fields of psychotherapy practice, theory and research can work more efficiently hand in hand and students have more potential to develop their own identity as psychotherapists. The identity of psychotherapy itself as a multi-faceted scientific research field is also promoted.

Keywords: Profession, education, psychotherapy as a social science course in a university setting, the Sigmund Freud University in Vienna

Zusammenfassung

Während sich das deutsche Bundesgesundheitsministerium für die Akademisierung der Psychotherapieausbildung ausspricht und diesbezügliche Bemühungen in Ansätzen vorhanden sind, existiert in Österreich bereits seit 2005 an der Sigmund-Freud-Privatuniversität das Studium der Psychotherapiewissenschaft, welches professionelle Ausbildung und akademisches Studium in sich vereint. Das bietet diverse Vorteile: Die Ausbildung ist weniger restriktiv als in den Vereinen, Wissenschaft und Profession treten einander näher, es kann eine berufliche Erstidentität als Psychotherapeut entwickelt werden, Psychotherapie kann als unabhängige Wissenschaft an Konturen gewinnen.

Schlüsselwörter: Profession, Ausbildung, Psychotherapiewissenschaft als selbstständige universitäre Disziplin, Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien

Vorbemerkung

In der Regel ermöglichen akademische Studien den Weg zu hoch professionellen Berufen, etwa Architekt oder Arzt – anders im Bereich der Psychotherapie, da es zumeist privaten Vereinen obliegt, eine Ausbildung anzubieten, welche zu diesem Beruf führt. Das hat primär historische Gründe, die mit den Marginalisierungstendenzen der Wiener Universität gegenüber Freud und Adler zu tun haben. Daher braucht es nicht abwegig zu erscheinen, sich Gedanken über die Akademisierung der Psychotherapie zu machen, sprich sich zu überlegen, ob und inwieweit man sie an den Universitäten verankern könnte.

Die Situation in Deutschland

Diesbezügliche Diskussionen existieren in der BRD bereits, da das Bundesgesundheitsministerium (BMG) mittlerweile

»eine Direktausbildung Psychotherapie [favorisiert]. Das heißt, der Gesetzgeber will den Psychotherapeuten jetzt als eindeutig akademischen Heilberuf anerkennen. Zwar wird der Beruf seit dem Psychotherapeutengesetz (PsychThG) von 1999 wie ein solcher behandelt, die Ausbildungs- und Prüfungsverordnung entspricht aber immer noch der von nichtakademischen Heilberufen.« (Bühning 2012)

Kritiker dieser Bestrebungen aus dem psychodynamischen Bereich führen indes an, dass »vor allem Psychoanalytiker [...] an staatlichen Universitäten – die überwiegend mit verhaltenstherapeutisch orientierten Lehrstühlen ausgestattet sind – nicht angemessen ausgebildet werden« (ebd.). Das ist ein Argument, das auf die spezifisch deutsche Situation Bezug nimmt, aber kein prinzipielles Argument gegen die Akademisierung der Psychotherapie darstellt, zumal derzeit bereits einige Bestrebungen vorhanden sind, welche in diese Richtung tendieren. Das gilt zum einen für die 2009 gegründete »International Psychoanalytic University« in Berlin, welche unter anderem Bachelor und Master-Studien in Psychologie sowie Master-Studien in psychoanalytischen Kulturwissenschaften und in Psychosentherapie anbietet (IPU 2012). Zum anderen sind die Bemühungen des Psychoanalytikers Gottfried Fischer zu erwähnen, der nicht nur mit fundierten Publikationen die Psychotherapie als eigenständige akademische Disziplin zu etablieren trachtet (Fischer 2008; derS. 2011), sondern auch am »Institut für Psychologie und Psychotherapiewissenschaft Köln« der Steinbeis-Hochschule Berlin um konkrete Umsetzungen bemüht ist (s. IPPTW 2012).

Das österreichische Psychotherapiegesetz und die Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien (SFU)

Anders sieht die Situation in Österreich aus, da dort die Sigmund-Freud-Privatuniversität in Wien bereits 2005 akkreditiert worden ist, welche seither (neben einem Psychologiestudium) ein Vollstudium der Psychotherapiewissenschaft (PTW) anbietet, das sowohl ein akademisches Studium als auch eine Psychotherapieausbildung umfasst. Das bedingt Zweierlei, nämlich einerseits den Bologna-Vorgaben über akademische Studien gerecht zu werden und andererseits den Anforderungen des österreichischen Psychotherapiegesetzes zu genügen (das Folgende nach Rieken 2012). Die Psychotherapieausbildung besteht aus einem allgemeinen und einem besonderen Teil (Kierein, Pritz u. Sonneck 1991). Der allgemeine Teil heißt Propädeutikum, dauert in der Regel vier Semester und besteht aus gleichen Lehrinhalten für alle Teilnehmer. Er umfasst 765 Stunden Theorie sowie 550 Stunden Praxis. Wenn das Propädeutikum erfolgreich abgeschlossen ist, kann man den besonderen Teil der Ausbildung beginnen, das Fachspezifikum. Dabei handelt es sich um eine schulenspezifische Ausbildung mit

300 Stunden Theorie und 1600 Stunden Praxis. Diese wird von jenen psychotherapeutischen Vereinen angeboten, welche von Seiten des Gesundheitsministeriums als Fachspezifikum anerkannt sind.

Der Zugang zur Ausbildung ist offen gestaltet. Voraussetzungen sind Reifeprüfung oder Studienberechtigungsprüfung sowie bestimmte Ausbildungen oder Studien. Dazu zählen Krankenpflegefachdienst oder medizinisch-technischer Dienst, Sozialarbeit, Pädagogische Akademie etc. An Universitätsstudien, welche einen Zugang eröffnen, werden genannt: Medizin, Pädagogik, Psychologie, Publizistik und Kommunikationswissenschaft, Theologie und Lehramtsstudium. Sofern man keine dieser Voraussetzungen erfüllt, ist es möglich, »auf Grund seiner Eignung nach Einholung eines entsprechenden Gutachtens des Psychotherapiebeirats« zur Ausbildung zugelassen zu werden (ebd., S. 135).

Im Kommentar zum Psychotherapiegesetz heißt es dazu:

»Die im Entwurf getroffene Lösung, den Zugang zu einer Psychotherapieausbildung möglichst offen zu gestalten, setzt in konsequenter Weise die Erkenntnis um, dass Psychotherapie [...] auf offenen Wurzeln fußt. Die Einengung des Zugangs nur von wenigen Disziplinen her, etwa nur der Medizin oder Psychologie, würde die zukünftige wissenschaftliche und praktische Arbeit und Entwicklung der Psychotherapie – entgegen ihrer historisch gewachsenen Tradition – von ganz wenigen Grundlagenwissenschaften isolieren.« (ebd., S. 136)

Doch es ist nicht nur der Zugang auf Seiten der Interessenten offen gestaltet, sondern auch hinsichtlich der Anbieter, weil eine Vielzahl unterschiedlicher Psychotherapieschulen als Fachspezifika anerkannt ist. Dazu zählen psychodynamische Richtungen, genauer Psychoanalyse, Gruppenpsychoanalyse, Individualpsychologie und Analytische Psychologie, sowie humanistische Schulen, und zwar unter anderem Gestalttherapie, Kathathym Imaginative Psychotherapie, Logotherapie und Existenzanalyse, Personenzentrierte Psychotherapie, Transaktionsanalyse, und darüber hinaus aus dem behavioralen bzw. systemischen Bereich Verhaltenstherapie, Neurolinguistisches Programmieren, Systemische Familientherapie.

Gegenüber Deutschland bestehen daher große Unterschiede. Diese beziehen sich zum einen auf die Zulassungsbedingungen, da die Ausbildung nicht auf Mediziner und Psychologen bzw. auf Pädagogen bei der Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie begrenzt ist. Zum anderen betrifft es die Fülle an Schulen, welche den vollberechtigten Zugang zu durch Krankenkassen finanzierter bzw. mit finanzierter Therapie ermöglicht, denn diese ist nicht beschränkt auf Psychoanalyse und Verhaltenstherapie.

Die Verbindung mit den Anforderungen des Bologna-Systems, das aus einem sechssemestrigen B.A.-Studium (Bakkalaureat) und einem viersemestrigen M.A.-Studium

(Magister) besteht, gestaltet sich folgendermaßen: Während der ersten vier Semester des Bakkalaureatsstudiums absolviert man das Propädeutikum. Vom Beginn des fünften Semesters an befinden sich die Studierenden im so genannten Wahlpflichtfach; dabei handelt es sich um das universitäre Äquivalent zum Fachspezifikum. Das Wahlpflichtfach dauert sechs Semester und endet mit dem vierten Semester des Magisterstudiums, sodass insgesamt eine zehensemestrigte Mindestdauer für das Studium der PTW besteht, die aber überschritten werden kann. Im Unterschied zur Vereinsausbildung sind im Wahlpflichtfach bzw. Fachspezifikum jedoch nicht nur fachspezifische Inhalte Unterrichtsgegenstand, sondern auch allgemeine Fächer, die für alle Studierenden verbindlich sind, wobei diese in den allgemeinen Fächern eines Jahrgangs allzumal beisammen sind, während in den Wahlpflichtfächern die kleineren Gruppen der jeweiligen Therapieschulen unterrichtet werden (die Studienpläne für das Bakkalaureats- und Magisterstudium sind im Internet auf den jeweiligen Unterseiten der SFU [SFU 2012a] abrufbar, desgleichen die Lehrinhalte des Wahlpflichtfachs/Fachspezifikums Individualpsychologie [SFU/IP 2012]).

Die Interessenten müssen, um zum Studium zugelassen zu werden, mit Vertretern des Rektorats zwei Aufnahmegespräche führen. Das gleiche haben sie zu tun, wenn sie sich am Ende des vierten Semesters für ein Wahlpflichtfach, d. h. für eine fachspezifische Richtung entscheiden. Dann ist neben zwei Aufnahmegesprächen bei den Methodenvertretern auch ein fachspezifisches Gruppenaufnahmeseminar positiv zu absolvieren. Bisher gibt es alljährlich eine hinreichende Anzahl an Studierenden in den folgenden Wahlpflichtfächern: Psychoanalyse, Individualpsychologie, Systemische Familientherapie sowie ein oder zwei humanistische Richtungen (Gestalttherapie, Personenzentrierte Psychotherapie). Andere Wahlpflichtfächer sind bisher nicht zustande gekommen. Das ist ein Unterschied gegenüber der bisherigen Verteilung der Psychotherapeuten in Österreich, denn die meisten von ihnen sind Systemiker (circa 25 %), gefolgt von Verhaltenstherapeuten (circa 15 %) und den humanistischen Schulen. Psychodynamische Richtungen haben demgegenüber nur ungefähr 10 % aller Therapeuten gewählt, während es an der SFU circa 40 % sind.

Da man, um in die Psychotherapeutenliste eingetragen zu werden, Propädeutikum und Fachspezifikum absolviert haben muss, hat die SFU bereits vor mehreren Jahren einen Antrag auf ein eigenes Propädeutikum gestellt, dem auch stattgegeben wurde. Beim Fachspezifikum sieht es etwas anders aus, es sind mit bestehenden Fachspezifika Kooperationsvereinbarungen getroffen worden, sodass die Studierenden gleichzeitig Mitglied in einer fachspezifischen Vereinigung sind. Eine Ausnahme bildet die Individualpsychologie, da der Österreichische Verein für Individualpsychologie jegliche Kooperation verweigert hat. Daher wurde 2008 ein Antrag auf ein eigenes Fachspezifikum gestellt, dem im März 2012 von Seiten des Bundesministeriums für Gesundheit stattgegeben wurde, sodass die SFU durch die Individualpsychologie mittlerweile nun auch eine fachspezifische Ausbildungseinrichtung geworden ist (vgl. dazu Stephenson 2011a).

Trotz der bis dahin unsicheren Gesetzeslage fanden sich seit dem Studienjahr 2006/2007 genug Studierende, welche Individualpsychologie als Wahlpflichtfach begonnen haben. Während es in den ersten vier Jahren jeweils 10–13 Personen waren, waren es in den Jahren 2010/2011 und 2011/2012 nur jeweils sechs Studierende, was wahrscheinlich mit dem damals bereits einige Jahre andauernden Akkreditierungsvorgang zu tun hatte – wie erwähnt, wurde 2008 der Antrag gestellt. Im Studienjahr 2012/2013, also dem ersten seit der Anerkennung als Fachspezifikum, hat sich die Zahl der Teilnehmer auf 14 erhöht, sodass mittlerweile ungefähr 70 Kandidatinnen und Kandidaten die individualpsychologische Ausbildung an der SFU durchlaufen – bzw. durchlaufen haben, da inzwischen (Zeitpunkt: November 2012) neun Personen in die Psychotherapeutenliste eingetragen worden sind.

Wissenschaft, Profession, »Konfession«

Wenn »Psychotherapiewissenschaft« an der SFU gleichzeitig ein akademisches Studium und eine fachspezifische Ausbildung in sich vereint, impliziert das gleichzeitig eine engere Verzahnung von Wissenschaft und Profession. Das ist nicht selbstverständlich, gehen beide doch im Bereich der Forschung getrennte Wege. Ludwig Reiter und Egbert Steiner unterscheiden in dem Zusammenhang und unter Berufung auf Price' grundlegende Unterscheidung zwischen »little science« und »big science« (Price 1974) zwei Typen von Psychotherapieforschern, den klassischen und den neuen Typ, wobei Ersterer eher dem Bereich »Profession« zuzuordnen wäre, Letzterer dem Bereich »Wissenschaft«:

»Psychotherapieforscher klassischen Typs verbringen den Großteil ihrer Arbeitszeit mit Patienten oder Supervisanden. Sie sind zu einem guten Teil in (privaten) Praxen tätig und haben selten einen höheren akademischen Status. Die Reflexion ihrer klinischen Tätigkeit findet in Form von Kasuistiken und/oder klinisch-theoretischen Schriften statt. Sie sind häufig als Lehrtherapeuten in das Ausbildungswesen ihrer Vereine eingebunden, in denen sie oft eine wichtige Rolle spielen. Sie referieren auf Tagungen, die vorwiegend von Praktikern besucht werden und veranstalten Seminare und Workshops im Rahmen von Fortbildungsveranstaltungen. Wesentliches Kennzeichen der Forscher klassischen Typs ist somit der enge Praxisbezug und die starke Einbindung in die Aus-, Weiter- und Fortbildung. Publikationen werden in der Regel in Alleinunterscheidung verfasst. Das Freudsche Junktum von Forschen und Heilen hat vor allem für die Mitglieder dieser Gruppe Gültigkeit. Wissenschaftssoziologisch entspricht diese Tätigkeit der ›Little Science‹ (›Studierstube‹) im Sinne von Price.

Psychotherapieforschung neuen Typs konnte sich erst nach ihrem Eintritt in das Stadium der ›Big Science‹ (›Großforschung‹) im Sinne von Price [...] entwickeln. Vertreter dieses Typs finden sich vorwiegend in universitären Einrichtungen; sie sind im fortgeschrittenen Karrierestadium in der Regel mit höheren akademischen Titeln ausgestattet, therapieren deutlich weniger Patienten als Psychotherapieforscher klassischen Typs bzw. stehen überhaupt nicht oder nicht mehr in der therapeutischen Praxis. Sie spielen nur

eine geringe Rolle im Aus- und Fortbildungswesen psychotherapeutischer Vereine [...]. Die Publikationen der Psychotherapieforscher neuen Typs sind ähnlich wie in der Medizin überwiegend das Ergebnis von Teamarbeit und weisen oft mehrere Autoren auf. Die Veröffentlichungen folgen den Standards der akademischen Wissenschaft und müssen den Kriterien angepasst werden, die für [naturwissenschaftliche; Anm. B.R.] Habilitationen und Berufungen vorgegeben sind.» (Reiter u. Steiner 1996, S. 175f.)

Der Psychotherapieforscher klassischen Typs gehört weniger zum Leitbild in der universitären Forschungslandschaft der Gegenwart. Die Regel hingegen ist, dass im Bereich der Psychotherapie Wissenschaft und Profession getrennte Wege gehen, was eher ungewöhnlich ist. Psychotherapiewissenschaftliche Publikationen, etwa aus der Zeitschrift »Psychotherapy Research« der »Society for Psychotherapy Research« (SPR), werden in der Regel von Professionellen bzw. Praktikern kaum wahrgenommen. Und umgekehrt betrachten Psychotherapiewissenschaftler jene Bücher, die einfach nur Falldarstellungen von Praktikern aus eigenen Aufzeichnungen präsentieren, als nicht wissenschaftlich, weil sie den herkömmlichen Standards empirischer Forschung – vermeintlich oder tatsächlich – nicht genügen (mangelnde Überprüfbarkeit etc.). Das gleiche gilt für jene Fachzeitschriften, welche zu psychotherapeutischen Schulen gehören, z. B. »Psyche«, Existenz und Logos« oder »Zeitschrift für Individualpsychologie«. Denn auch dort werden, neben theoretischen Arbeiten und gelegentlichen empirischen Studien, oftmals Fallvignetten sowie Textzusammenfassungen aus Therapien verwendet, die nicht aus transkribierten Wort-für-Wort-Protokollen stammen.

Es besteht daher eine Kluft zwischen Praktikern und Forschern, zumindest was den Wissenschaftler im Bereich der »big science« angeht. Praktiker nehmen die Ergebnisse der empirischen Forschung in der Regel nicht wahr, weil sie diese für wirklichkeitsfern halten, während empirische Forscher die praktische und theoretische Arbeit der Therapeuten kritisieren, indem sie ihnen mangelnde Wissenschaftlichkeit vorwerfen. Ein typisches Beispiel dafür ist die großangelegte Untersuchung »Psychotherapie im Wandel. Von der Konfession zur Profession«, die der Verhaltenstherapeut und Psychotherapieforscher Klaus Grawe aus Bern in den 90er Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts publiziert hat (Grawe u. a. 1994). Bereits der Untertitel »Von der Konfession zur Profession« ist Programm, denn unter »Konfession« versteht er die Rahmenbedingungen der Ausbildungsvereine, während er unter »Profession« eine Psychotherapie versteht, welche die Konsequenz aus seinem wissenschaftlich-empirischen Modell darstellt (weswegen der Untertitel besser »Von der Konfession zur Wissenschaft« heißen sollte). Auch wenn Grawe heftig kritisiert wurde (z. B. Fäh u. Fischer 1998; Schneider 1996) und mittlerweile genügend empirisch-wissenschaftliche Untersuchungen auch für den psychodynamischen Bereich existieren (z. B. Abbass, Henderson, Kisely, Hancock 2006; Blomberg, Lazar u. Sandell 2001; Leichsenring 2005; Luborsky & Kächele 1988; Rudolf 2002; zusammenfassende Übersicht bei Werner u. Langenmayr 2005a; 2005b; 2006a; 2006b), trifft seine Kritik an der herkömmlichen Ausbildung doch einen wunden Punkt.

So prägte Otto F. Kernberg in den 1980er Jahren den Satz, dass die Struktur psychoanalytischer Institute am ehesten einer Mischung aus Berufsschule und Priesterseminar entspreche (zit. n. Heinzl 2003, S. 182). Pohlen und Bautz-Holzherr kritisierten in den 1990er Jahren »die Schulbildung in der Psychoanalyse« als »das Ergebnis eines Identifizierungsprozesses, an dessen Ende die totale Bindung des Kandidaten an den Apparat steht« (1995, S. 170). Und auch jüngere Veröffentlichungen, wie das »Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe«, sehen die derzeitige Situation unter anderem dadurch gekennzeichnet, »dass der Kandidat sich nur schwer auf einen regressiven Prozess einlassen kann, weil er befürchtet, angesichts seiner regressiven Wünsche und Fantasien als Psychoanalytiker nicht geeignet zu sein« (Streack 2008, S. 433). Hinzufügen könnte man, dass bereits Freud 1937 darauf hingewiesen hat, »dass die Analytiker in ihrer eigenen Persönlichkeit nicht durchwegs das Maß von psychischer Normalität erreicht haben, zu dem sie ihre Patienten erziehen wollen« (Freud 1937c, S. 93). Kritik äußerte auch der stets innovative und unerschrockene Michael Balint, als er Ende der 1940er Jahre die »willige Annahme der exotischen Legenden, Unterwerfung unter die dogmatische und autoritative Behandlung ohne viel Protest und ein überaus respektvolles Benehmen« beklagte (Balint 1997, S. 317).

Die Ursache ist in einem grundlegenden Widerspruch begründet: Analysen sollen den Menschen innerlich freier machen, doch sich einer Ausbildung zu unterziehen, begünstigt die Befürchtung, sich anpassen zu müssen. Man hält sich in der Regel bedeckt, ist vorsichtig und pflegt einen distanziert-höflichen Umgang. »Die Teilnehmer wirken sehr kontrolliert und unspontan, als müssten sie ständig auf der Hut sein, nicht etwas Falsches zu sagen« heißt es in einer Arbeit über die »Schattenseiten der psychoanalytischen Ausbildung« (Rosenkötter 1984, S. 223). Dazu zählen Befürchtungen, in seiner Arbeit als unzulänglich angesehen zu werden oder keine »richtigen« Analysen zu machen genauso wie die Angst vor Pathologisierung. Als ich mein erstes Theorie-seminar absolvierte, das der Entwicklung in den ersten zehn Lebensjahren gewidmet war, fragte ich am Ende, warum der Vortragende nicht die Arbeiten Piagets erwähnt habe, obwohl der Autor mit der Theorie des Egozentrismus grundlegendes Wissen vermittele und eine Fülle an Querverbindungen zur Tiefenpsychologie existierten. Die Antwort war, dass ich mir doch überlegen möge, was es mit mir zu tun habe, wenn ich ihn kritisiere. Derartige Praktiken wirken einschüchternd, wie zum Beispiel auch Eva Jaeggi bestätigt, als sie Therapeuten nach ihrer Beziehung zu ihrem Ausbildungsverein befragte. Eine ihrer Interviewpartnerinnen meinte:

»Wenn sie einen Vortrag im Institut hört, dann klingt alles so einleuchtend, und sie weiß gegen diese geschliffenen Argumente gar nichts zu sagen, aber insgeheim – sie hat dort zwei Freundinnen – besprechen sie dann ihre Zweifel [...]. Sie würde übrigens niemals solche Dinge in größerem Kreis ansprechen; die Angst, als inkompetent angesehen zu werden, ist allzu groß« (Jaeggi 2001, S. 95).

Dazu eine kleine Anmerkung aus eigener Erfahrung: 2003 publizierte ich in der »Zeitschrift für Individualpsychologie« einen Beitrag, in dem ich die Behauptung aufstellte,

dass die gelegentliche Mitteilung der Gegenübertragung dem Therapieprozess äußerst förderlich sein könne, auch wenn der analytische Mainstream »Selbsthüllung« verurteile. Dieses Verdikt brachte ich in Verbindung mit dem restriktiven Ausbildungssystem, weil man lernt, sich bedeckt zu halten und ja nichts von sich preiszugeben (Rieken 2003). Daraufhin brandete mir eine Welle der Empörung entgegen, die eine Diskussionsveranstaltung und eine Diskussion in der ZfFP zur Folge hatte (Datler u. a. 2005; vgl. dazu Stephenson 2011b), in der ausschließlich die von mir vorgebrachten Fallbeispiele von den Protagonisten des Ausbildungsvereins kritisiert wurden – doch die Kritik am Ausbildungssystem als für mich wesentlichen Punkt wurde überhaupt nicht thematisiert. Das ist aufschlussreich und wird ein wenig verständlicher, wenn man die Lehrausschüsse und Vorstände der analytischen Vereine mit den Ältestenräten in archaischen Gesellschaften vergleicht. Über diese schreibt der Ethnologe Klaus E. Müller, dass sie

»in hermetischer Abgeschlossenheit Rats pflogen und, auf ihre größere Erfahrung und überlegene Einsicht pochend, bestimmten, wie die Welt zu verstehen und das Geschehen zu deuten sei. Ihr ehernes Bezugsfundament bildete dabei freilich stets der ›kanonische‹ Grundsatz, dass jenseits der eigenen Regelwelt ›unreine‹, verkehrte, barbarische, ja akosmisch-chaotische Verhältnisse herrschen, mit denen sich einzulassen nur Unglück, Krankheit und Tod bringen kann« (Müller 2002, S. 108).

Das mag zugespitzt formuliert sein, trifft aber den Kern, wenn Psychotherapie als »Konfession« betrieben wird. Es ist klar, dass es sich dabei um Verhältnisse handelt, die einer repressionsarmen Entwicklung und einem kritisch-wissenschaftlichen Denken nicht unbedingt förderlich sind. Ohne die Universitäten idealisieren zu wollen, muss man doch feststellen, dass sie in der Regel offener sind als die Ausbildungsvereine. Das hängt, bezogen auf die SFU, damit zusammen, dass Personen aus unterschiedlichen Therapierichtungen nicht nur isoliert voneinander, sondern auch gemeinsam unterrichtet werden, aber es hängt auch zusammen mit dem Umstand, dass Studierende nun einmal ein »richtiges« Studentenleben praktizieren, sodass sich Gruppen oder Freundschaften bilden, wodurch man in einem engen, persönlichen Kontakt miteinander steht. Während es zum Beispiel in den Vereinen völlig unüblich ist, sich über die Inhalte der Lehranalysen und die eigenen Probleme auszutauschen, ist das an der SFU durchaus gang und gäbe. Nur orthodoxe Analytiker würden behaupten, dass sämtliche Inhalte aus der Lehranalyse ausschließlich dort bearbeitet werden dürften – dahinter steht nämlich das »Dampfkesselprinzip« aus der naturwissenschaftlich-technischen Tradition der Freud'schen Psychoanalyse, wonach sich die Probleme nur im »Kessel« des analytischen Settings »aufstauen« und auch nur dort wieder »entladen« dürfen. Übersehen wird dabei, dass Probleme ebenso dann bearbeitet werden können, ohne »verwässert« zu werden, wenn sie bereits außerhalb thematisiert worden sind – und das oftmals sogar differenzierter, weil man Meinungen von anderen Personen eingeholt hat. Ähnlich äußert sich z. B. Tilmann Moser mit Blick auf seine veröffentlichten Fallgeschichten: »Das Sprechen über die eigene Analyse wurde für viele Patienten eine vorher tabuisierte Möglichkeit, sich ihres Fortgangs zu vergewissern und sich auch am

Vergleich mit anderen Darstellungen zu orientieren« (Moser 2012, S. 288). Ferner hat es eine kurative Wirkung, wenn man bemerkt, dass auch andere ihr »Binklerl zu tragen haben«, wie man in Österreich zu sagen pflegt – statt sich peinlich bedeckt halten zu müssen und ja keine Schwächen preiszugeben.

Es hat aber nicht nur einen persönlichen Wert, die Therapieausbildung zu akademisieren, sondern kann sich auch fruchtbar auf die Wissenschaft auswirken, weil sich möglicherweise die Kluft zwischen »little science« und »big science«, zwischen professioneller und universitärer Forschung, verringert. Dazu im folgenden Abschnitt mehr.

»Wissenschaft vom Subjektiven«

Praktiker empfinden empirische Studien oftmals als wenig hilfreich für die eigene therapeutische Arbeit, weil durch herkömmliche Forschungsdesigns künstliche Situationen hergestellt werden, die in der Praxis kaum anzutreffen sind. Ohne Methodenfragen ausführlich diskutieren zu wollen, sei zumindest festgehalten, dass empirisch-wissenschaftliche Studien nach »Objektivität«¹ streben und sich dabei standardisierender Methoden bedienen, während der psychotherapeutische Prozess primär dadurch charakterisiert ist, dass zwei Individuen miteinander in Interaktion treten (vgl. grundlegend Seligman 1995) und gemeinsam ein subjektives Beziehungsfeld erzeugen, sei es dass sie es konstruieren oder rekonstruieren. Alfred Pritz und Heinz Teufelhart haben daher bereits in den 1990er Jahren die Psychotherapie als »Wissenschaft vom Subjektiven« definiert (Pritz u. Teufelhart 1996), und in eine ähnliche Kerbe schlägt Gottfried Fischer, wenn er Intentionalität – im Sinn von subjektiver Absicht – als Spezifikum der PTW bezeichnet. Dabei grenzt er sich sowohl von der Medizin als auch der Psychologie ab, weil in der biologischen Psychiatrie und experimentellen Psychologie das Modell funktioneller Abhängigkeiten (unabhängige/abhängige Variablen) als Ideal betrachtet werde, um möglichst präzise Kausalbeziehungen zu erfassen (Fischer 2008, S. 21; zu den philosophischen Grundlagen der PTW vgl. auch Burda 2012). Das habe Konsequenzen für die Forschung, denn die Erkenntnisziele der PTW seien genügsamer als jene der Medizin und Psychologie, denn es gehe nicht um die Ermittlung allgemein gültiger Gesetze, sondern um das Erleben und Handeln von Menschen in konkreten Situationen. Ferner strebe die PTW nach Veränderung bzw. Entwicklung und Erweiterung von Handlungsmöglichkeiten, was in einem gewissen Gegensatz zum statischen Charakter von Gesetzen stehe. Daher seien qualitative Verfahren wichtiger als quantitative, und auch das Verhältnis von Erklären und Verstehen erhalte eine andere Gewichtung: »Verstehen steht am Anfang und am Ende eines erfolgreichen

1 Ein Begriff übrigens, der noch relativ jung ist, weil erst im 19. Jahrhundert entstanden – ausgerechnet zu einer Zeit, als durch Immanuel Kants fuklmunante »Kritik der reinen Vernunft« (Kant 2005) deutlich gemacht worden war, dass objektive Erkenntnis unmöglich ist, weil Erkenntnis stets durch Anschauungsformen und Kategorien begrenzt ist. Vor dem 19. Jahrhundert war das Erkenntnisziel nicht »Objektivität«, sondern »Wahrheit«, die allerdings nicht auf die Naturwissenschaften begrenzt war (Daston u. Gallison 2007).

Forschungsprozesses, vermittelnd können erklärende Zwischenschritte eingeführt werden« (Fischer 2011, S. 148). Fischer geht im weiteren Verlauf seines innovativen Buches »Psychotherapiewissenschaft. Einführung in eine neue humanwissenschaftliche Disziplin« ausführlich auf konkrete Möglichkeiten forschender Tätigkeit in der PTW als selbstständiger Wissenschaft ein (ebd., S. 152–208).

Aus eigener Erfahrung können wir bestätigen, dass sehr wohl qualitative Untersuchungen gängigen Wissenschaftskriterien entsprechen können, obwohl sie nicht dem Bereich der »big science« entstammen, da in Einzelarbeit als Dissertationen entstanden. Dazu zählen zum Beispiel Untersuchungen über alltägliche Missgeschicke in der therapeutischen Praxis (Bienenstein u. Rother 2009), über den Nutzen transaktionsanalytischer Weiterbildungen im Lichte der Salutogenese (Nowak 2011), über eine Feldforschung im Süden Sibiriens, die den traditionellen Schamanismus mit der westlichen Hypnosepsychotherapie vergleicht (Knoll 2011), über Freimaurerei und Persönlichkeitsentwicklung (Gowin 2012) oder über unbewusste Berufswahlmotive von Analytikern und Systemikern im Kontext der Lebensgeschichte, wobei das Besondere an dieser Arbeit ist, dass das ausführlich beschriebene ein- bis zweistündige Interviewgeschehen als Folie für den Lebensstil interpretiert wird, gemäß dem Ansatz Adlers, dass dieser sich in jeder Lebensäußerung zeige (Fürst-Pfeifer 2012).

Aufschlussreich finde ich ferner, dass die einzigen neu erschienenen Bücher zur Individualpsychologie anlässlich des 100-jährigen Jubiläums 2011 im Kontext der SFU entstanden sind, nämlich ein Lehrbuch (Rieken, Sindelar u. Stephenson 2011) und ein Sammelband, wobei von den 18 Beiträgen sieben aus studentischer Feder stammen (Rieken 2011). Auch auf die Gefahr hin, dass es nach Selbstlob klingt: Eine Universität ist hinsichtlich der Wissenschaftsproduktion nun einmal ein inspirierenderer Ort als ein Ausbildungsverein, da jene in ihren Aufgaben durch die Vernetzung von Forschung und Lehre definiert ist. – Ich erinnere mich noch daran, dass ich am Ende meiner Therapieausbildung das österreichische Redaktionsmitglied der ZfIP gefragt habe, ob mein Abschlussvortrag sich für eine Publikation eigne. Er verneinte das entschieden, woraufhin ich den Beitrag direkt an den Haupttherausgeber schickte, der die Arbeit dann veröffentlicht hat (Rieken 1996).

Konturen einer selbstständigen Psychotherapiewissenschaft

»Habe nun, ach! Philosophie, // Juristerei und Medizin, // Und leider auch Theologie // Durchaus studiert, mit heißem Bemühn.« Das sind die berühmten Verse des Eingangsmonologs in Goethes Faust (Goethe 1993, S. 20, Verse 354–357), aus denen hervorgeht, dass er alles, was im mittelalterlichen Wissenschaftsbetrieb angeboten wurde, studiert hat. Dazu zählten nämlich ausschließlich die traditionellen Fächer Jus, Medizin und Theologie sowie das sieben Teilbereiche umfassende Gesamtangebot der so genannten Artistenfakultät (Septem artes liberales) mit Grammatik, Rhetorik, Dialektik (Trivium) sowie Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik (Quadrivium), aus

der sich später die philosophische Fakultät entwickelte. Diese spaltete sich im weiteren Verlauf in die philosophisch-naturwissenschaftliche und philosophisch-historische Fakultät auf, doch war, wie wir alle wissen, damit das »Ende der Fahnenstange« längst nicht erreicht, da mittlerweile Hunderte von Studienrichtungen existieren, die sich über eine Vielzahl von Fakultäten oder Fachbereichen verstreuen. Die Aufspaltung und Differenzierung akademischer Studien ist daher ein wesentliches Spezifikum der neuzeitlichen Wissenschaftsentwicklung, und es wäre oder ist nur folgerichtig, wenn auch die Psychotherapie zu einer selbstständigen Disziplin mit eigenem Profil an den Universitäten wird, statt von Nachbarwissenschaften, insbesondere Medizin und Psychologie, »mitbetreut« zu werden – wie weiland die Philosophie durch die Theologie.

Bereits im letzten Abschnitt wurde, vor allem unter Bezugnahme auf Gottfried Fischers Arbeiten, darauf hingewiesen, dass der gängige Methodenkanon, welcher der Medizin und der Psychologie zur Verfügung steht, nicht besonders gut geeignet ist, den diffizilen Interaktionen im therapeutischen Prozess gerecht zu werden. Aus historischer Sicht ist den Naturwissenschaften seit der Frühen Neuzeit nämlich ein reduktionistisches Selbstverständnis eigen, weil es ihr, wie bereits erwähnt, primär um den Nachweis möglichst genauer Kausalbeziehungen geht. Das hat methodische Einschränkungen zur Folge, und es lässt alternative Konzepte außen vor, die nicht nur in der Wissenschaftsgeschichte, sondern auch und insbesondere in den heutigen Geisteswissenschaften eine vornehme Rolle spielen. Dazu zählt primär die bereits erwähnte Intentionalität bzw. Teleologie, der im aristotelischen Wissenschaftsverständnis als *Causa finalis* ein höherer Stellenwert zugeordnet wurde als der in den Naturwissenschaften üblichen *Causa efficiens* (vgl. Rieken, Sindelar, Stephenson 2011, S. 60–64). Beides gleichermaßen zu berücksichtigen, ist indes sinnvoll, weil die Frage nach dem Woher genauso legitim ist wie jene nach dem Wohin, das heißt dem Zweck, der Absicht, dem Sinn. Und selbstverständlich spielt beides im Fall einer seelischen Erkrankung eine besonders große Rolle, weil »jede auch nur etwas ernstere Krankheit [...] ein erschütterndes, die Fortdauer des Daseins in Frage stellendes Ereignis im Menschenleben« bedeute. »Die Aufstellung einer Art von Theorie scheint geradezu eine menschliche Notwendigkeit zu sein« (Honko 1959, S. 19). Die Frage nach dem (unbewussten) Zweck von Verhalten ist jedem Individualpsychologen geläufig, aber sie spielt auch in anderen Therapieschulen eine prominente Rolle, etwa bei Frankl als Sinnfrage oder in den verhaltensorientierten Richtungen als Reframing.

Die *Causa finalis* ist wiederum eng verknüpft mit Ganzheit, worauf insbesondere Erwin Wexberg hingewiesen hat, als er darlegte, dass der Zweck etwas Unteilbares sei. Während man von einem Haufen Steine die Hälfte wegnehmen könne, ohne an der Tatsache etwas zu ändern, weiterhin einen Haufen Steine vor sich zu haben, sei das bei den Phänomenen, welche vom Menschen geschaffen sind, anders, da man zum Beispiel von einem Haus nicht die Hälfte entfernen könne, ohne substantielle Einbußen hinsichtlich seines Zwecks hinzunehmen (Wexberg 1987, S. 12 f.). – Obwohl das ganzheitliche Denken eine lange Wissenschaftstradition aufweisen kann und bereits bei Platon als »holon« vorkommt (Platon 1994, 32 d), hat es in den Naturwissenschaft-

ten der Moderne seinen Platz verloren zulasten des analytischen, detailorientierten Denkens. Das monierte bereits Goethe, als er meinte: »Wer will was Lebendigs erkennen und beschreiben, // Sucht erst den Geist heraus zu treiben, // Dann hat er die Teile in seiner Hand, // Fehlt leider! Nur das geistige Band« (Goethe 1993, S. 63, Verse 1936–1939). Das ist in kritischer Absicht geschrieben, weil das analytische Denken nur einen Teilbereich menschlichen Sinnverstehens abzudecken vermag, während der ganzheitliche Zugang, dem ja auch in der Individualpsychologie eine prominente Rolle zugestanden wird, eine notwendige Ergänzung darstellt. Denn die Teile versteht man aus dem Ganzen und das Ganze aus seinen Teilen, wie es auch im hermeneutischen Zirkel beschrieben wird. Begriffe wie Lebensstil oder Charakter, welche zentral sind für das Verstehen von Menschen, stehen genau in dieser holistischen Tradition.

Aber sie ist im Zuge der Wissenschaftsentwicklung mit ihrem Wunsch nach Präzision ins Abseits geraten, und das gilt auch für eine andere Zugangsweise, nämlich den »analogischen Rationalitätstypus« (Gloy 2001, S. 207–276) oder, weniger hochgestochen formuliert, das Ähnlichkeitsdenken. Er gilt als obsolet, findet sich heutzutage vorwiegend in alternativen Traditionen, etwa der Homöopathie oder TCM – aber dennoch kommt kein Psychoanalytiker daran vorbei, weil es eine prominente Rolle spielt in Gestalt von Übertragung und Projektion, denn dabei geht es um ähnliche Beziehungsmuster, die sich in der Herkunftsfamilie genauso wie in der Beziehung zum Therapeuten wiederfinden oder um vermeintlich ähnliche Eigenschaften, die man auf andere projiziert. Das gleiche gilt für das Prinzip der freien Assoziation, weil dadurch ähnliche Konstellationen aus der Vergangenheit an die Oberfläche befördert werden sollen (Rieken i.D.).

Praktische Gesichtspunkte

Ein häufiges Argument gegen die Akademisierung der Psychotherapie lautet, dass es einer gewissen Reife bedürfe, um mit der Ausbildung zu beginnen, dass aber junge Menschen, die im Anschluss an die Matura mit dem PTW-Studium begännen, diese noch nicht aufwiesen. Unsere Erfahrungen zeigen indes, dass »Reife« nicht unbedingt mit dem Lebensalter verknüpft sein muss: Manche können mit 20 bereits erstaunlich »reif« sein, andere sind es mit 30 oder 40 noch nicht. Wer allerdings früh weiß, dass er Psychotherapeut werden will, hat in der Regel bereits eine entsprechende, mit seelischen Verwundungen einhergehende Lebensgeschichte hinter sich, die er reflektieren und in etwas Produktives verwandeln möchte. Mich hat es jedenfalls, als ich an der SFU zu arbeiten begann, überrascht, mit welchem Ernst und Engagement junge Menschen ihr PTW-Studium bzw. die Ausbildung absolvieren.

Ein weiteres Gegenargument, nämlich dass der Beruf des Psychotherapeuten mit großer Verantwortung zu tun habe und deswegen nicht jungen Menschen überlassen werden dürfe, halten wir ebenfalls für wenig überzeugend, weil dann auch für Ärzte, Psychologen, Pädagogen, Krankenschwestern, Lokomotivführern, Piloten oder Poli-

zisten eine Altersgrenze vorzuschreiben wäre, da diese Berufsgruppen ihre Tätigkeit ebenfalls mit großer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ausüben müssen (Fiegl 2010).

Darüber hinaus existieren auch Argumente, die sehr wohl für einen frühen Beginn der Ausbildung bzw. des Studiums sprechen. Wenn man sich, so Johannes Cremerius, vergegenwärtige,

»dass sich der Charakter der Kreativität in verschiedenen Phasen des Lebens verändert, dass sie in der Regel zwischen dem 20. und 35. Lebensjahr stürmisch, angreifend und radikal ist und von der Lebensmitte ab ruhigere konservierende Züge annimmt, so heißt das, dass in unserem System [= Vereinsausbildung] die Kreativität der Jugend weitgehend eliminiert ist« (Cremerius 1996, S. 176).

Dahinter stünden typische Phantasien autoritärer Eltern, nämlich »dass eine lange, gründliche Einflussnahme durch sie die beste Vorbereitung auf das Leben« wäre – eine anachronistische Vorstellung, die sich als »Relikt des 19. Jahrhunderts« erweise (ebd.). Demgegenüber können an der SFU Studium und Ausbildung in fünf Jahren absolviert werden, wobei die Mehrzahl der Anwärter allerdings sechs bis sieben Jahre benötigt. Dennoch ist es möglich, wenn man direkt nach der Matura mit dem Studium begonnen hat, mit circa 25 oder 26 die Therapieausbildung bzw. das PTW-Studium bereits abgeschlossen zu haben.

Ein weiteres Argument, welches für eine frühe Ausbildung spricht, ist die Entwicklung einer beruflichen Erstidentität als Psychotherapeut. Diese hat es bisher nicht gegeben, weil der Regelzugang ein abgeschlossenes Studium oder eine abgeschlossene Ausbildung voraussetzt, was natürlich eine dementsprechende berufliche Sozialisation zur Folge hat. So haben wir die Erfahrung gemacht, dass es zum Beispiel für Personen aus dem pädagogischen Umfeld oder der Sozialarbeit oftmals nicht einfach ist, aus der beratenden Rolle herauszutreten und eine wertfreie Haltung anzunehmen, welche eine begleitende ist und die Entwicklung der Persönlichkeit unterstützt, jedoch nicht lenkt (Fiegl 2010). Entsprechendes gilt unter Umständen für jene, welche aus Medizin oder Psychologie kommen, da sie im kausalanalytischen bzw. nomothetischen Denken geschult sind und bisweilen dazu tendieren, nach einem strikten Wenn-dann-Prinzip zu handeln bzw. auch in der Psychotherapie eher aktiv und zielgerichtet tätig zu sein.

Psychotherapie als akademisches Studium hat ferner den Vorteil, dass der sehr hohe Anteil junger Menschen, der bereits früh weiß, dass er Psychotherapeut und nichts anderes werden will, nicht den Umweg über ein Studium machen muss, welches Inhalte des eigentlichen Faches nur am Rande erwähnt, weswegen der große Rest möglicherweise eher widerwillig absolviert wird. Um Missverständnisse zu vermeiden: PTW zu studieren, bedeutet nicht, dass auf psychologische oder medizinische Lehrveranstaltungen verzichtet würde, sondern dass deren Inhalte nur insoweit berücksichtigt werden, als sie für die Psychotherapie relevant sind.

Am Ende bleibt noch die Frage nach den Kosten des PTW-Studiums zu klären. Al-muth Bruder-Bezzel schreibt am Ende ihrer Rezension unseres Lehrbuchs, in dem auch ein Kapitel dem Thema »Ausbildung, Profession und Wissenschaft« gewidmet ist (Rieken, Sindelar u. Stephenson 2011, S. 399–424), Folgendes:

»Um welche Art von ›Universität‹ geht es denn? Mit der sog. universitären Lösung, so wie sie von der Sigmund Freud Uni verstanden wird (wie auch von der Berliner Internationalen Psychoanalytischen Uni) – ist derzeit eine Privatuniversität (mit ein oder zwei Fächern!) gemeint. Neben verschiedenen anderen bedenklichen Implikationen bedeutet das aber notwendigerweise immens hohe Studiengebühren und damit ein Ausweichen auf eine (finanz)elitäre Lösung, die die Mehrheit der Interessierten ausschließt. Damit kann ich nicht mitgehen.« (Bruder-Bezzel 2012, S. 313)

Das Statement ist recht einseitig, was sich unter anderem darin zeigt, dass an einer Stelle Einwände erhoben werden, ohne eine Begründung zu geben: »Neben verschiedenen anderen bedenklichen Implikationen ...« heißt es dort, aber es wird nicht weiter ausgeführt, um welche »bedenklichen Implikationen« es sich konkret handelt. Davon abgesehen sind die Studiengebühren natürlich hoch, aber die Kosten für die psychoanalytische Ausbildung sind in der BRD auch nicht unbedingt eine Quantité négligeable: Bei der DPV zahlt man 60.000,- Euro dafür (DPV 2012), beim AAI Berlin sind 36.170,- Euro (AAI Berlin 2012, S. 10) angegeben, während das AAI Delmenhorst nur Stundentarife, Semestergebühren und ähnliches nennt, woraus ich ungefähre Gesamtkosten von circa 50.000,- Euro errechnet habe (AAI Delmenhorst 2012, S. 5).

An der SFU zahlt man in der Tat mehr – aber nicht um so viel mehr, wie Bruder-Bezzel anscheinend glaubt: Für die sechs Semester des Bakkalaureatsstudium sind 6300,- Euro pro Semester zu begleichen, für die vier Semester des Magisterstudiums 6830,- Euro pro Semester, macht in Summe 65.120,- Euro (SFU 2012b). Damit sind alle Gebühren einschließlich Supervision abgedeckt, hinzukommt indes Lehrtherapie bzw. Lehranalyse. Das österreichische Psychotherapiegesetz schreibt 200 Stunden Selbsterfahrung vor, wobei 80 Stunden (bei der IP 90 Stunden) Gruppenselbsterfahrung in den Studiengebühren inkludiert sind. Bei den nicht-analytischen Richtungen sind daher zusätzlich 120 Stunden an Selbsterfahrung selber zu bezahlen, bei der Psychoanalyse sind es 220, bei der Individualpsychologie 300, wobei wir, das heißt die IP, einen Einheitstarif von 65,- Euro pro Stunde berechnen. Die höchsten Kosten muss man daher bezahlen, wenn man alle zehn Semester an der SFU absolviert und Individualpsychologie wählt, dann kommt man auf Gesamtkosten von 84.620,- Euro (65.120,- Studiengebühren, 19.500,- Lehranalyse). In den anderen Richtungen ist entsprechend weniger zu begleichen, auch reduzieren sich die Gebühren (um circa 10–15.000,- Euro), wenn man das Propädeutikum nicht an der SFU, sondern in anderen anerkannten Ausbildungseinrichtungen absolviert.

Bei der Kostendifferenz gegenüber den deutschen Instituten sollte allerdings nicht übersehen werden, dass man neben einer Ausbildung auch ein Studium erhält, das

den Bologna-Kriterien gerecht wird, das heißt es müssen 300 ECTS-Punkte absolviert werden, was einem Umfang von 7500 Stunden (300x25) entspricht – deutlich mehr als das, was für die Ausbildung in der BRD oder in Österreich verlangt wird. Darüber hinaus erhält man akademische Titel, was gerade in Österreich von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, aber unabhängig davon eine gerechtfertigte »Belohnung« für eine jahrelange Ausbildung auf akademischem Niveau darstellt. – Wenn man demgegenüber ausschließlich das Fachspezifikum IP ohne das PTW-Studium absolviert, sind die Kosten weitaus geringer: Man könnte zum Beispiel das Propädeutikum außerhalb der SFU absolvieren, dann müssten nur die Kosten fürs Fachspezifikum IP (circa 24.000,- Euro) plus Lehranalyse (19.500,- Euro) beglichen werden.

Noch ein Wort zur Klientel: Bruder-Bezzels Bemerkung über »eine (finanz)elitäre Lösung, die die Mehrheit der Interessierten ausschließt«, trifft nur bedingt zu. Zwar studieren an der SFU auch Personen aus wohlhabenden Verhältnissen, die sich nicht oder nur wenig über die Kosten Sorgen zu machen brauchen, doch die Mehrheit arbeitet nebenher, um das Studium selber oder größtenteils selber zu finanzieren. Dabei spielt auch der bereits erwähnte Umstand eine Rolle, dass junge Menschen, die bereits mit 18 oder noch früher wissen, dass sie Psychotherapeut werden wollen, in der Regel bereit sind, immense Energien dafür aufzuwenden. Außerdem gibt es, wie in jedem Ausbildungsverein auch, relativ viele Anwärter, die bereits älter sind, seit Jahren arbeiten und daher über entsprechende finanzielle Ressourcen verfügen.

Zusammenfassung

Die Verbindung von Profession und Wissenschaft, wie sie an der Sigmund-Freud-Privatuniversität bereits realisiert worden ist, hat einige Vorteile gegenüber dem bisherigen Weg. Der von vielen Kritikern bemängelte Dogmatismus und die restriktive Atmosphäre, wie sie in vielen Ausbildungsvereinen dominieren, kann reduziert werden. Darüber hinaus könnte es besser gelingen, Profession und Wissenschaft bzw. »little science« und »big science« einander näherzubringen. Ferner wird es möglich, eine berufliche Erstidentität als Psychotherapeut zu entwickeln, was mannigfache Vorteile bietet. Und es kann die Psychotherapie als selbstständige Wissenschaft jenseits der üblichen, sich dafür zuständig fühlenden Disziplinen, an Konturen gewinnen. Kausalanalytische Erklärungsmuster, wie sie in Medizin und Psychologie vorherrschen, sind zwar wichtig, decken aber nur einen Teilbereich ab, wenn es darum geht, die intimen Interaktionen zwischen Therapeut und Patient bzw. den Prozessverlauf genauer zu verstehen. Dazu ist es sinnvoll, neben der Wirkursache auch die Zielursache (Zweck, Sinn, Teleologie) zu berücksichtigen und, damit zusammenhängend, ein ganzheitliches Verstehen. Ferner gehört der »analogische Rationalitätstypus« dazu, der für die praktische Arbeit psychodynamisch orientierter Analytiker unerlässlich ist und im Kontext einer selbstständigen PTW auch in methodischer und theoretischer Hinsicht rehabilitiert werden könnte. Ohne das jetzt weiter auszuführen, wäre es möglich, dass bei der Etablierung der PTW als selbstständiger Disziplin die Geisteswissenschaften

mit ihrem differenzierten Zugang zur Interpretation von Texten – im Fall der Therapie: mündlichen Texten – eine größere Rolle spielen als bisher. Denn Teleologie und ganzheitliches Denken sind für sie bedeutende Zugänge zum Verständnis der *Conditio humana*.

Literatur

- AAI Berlin (2012): Alfred Adler Gesellschaft für Individualpsychologie in Berlin: Information zur Ausbildung zum staatlich anerkannten Psychotherapeuten / zur staatlich anerkannten Psychotherapeutin. http://www.adlerinstitut-berlin.de/ausbildung/aai_ausbildung.pdf (01.11.2012).
- AAI Delmenhorst (2012): Alfred-Adler-Institut-Nord, Delmenhorst: Ausbildungs- und Prüfungsordnung für Psychologen zum Psychologischen Psychotherapeuten in tiefenpsychologisch fundierter und analytischer Psychotherapie (PsychThG). <http://aain-delmehorst.de/media/infomaterial/Richtlinien%20zur%20Ausbildung%202011.pdf> (01.11.2012).
- Abbass, A. A.; Henderson, J.; Kisely, S.; Hancock, J. T. (2006): Short-term psychodynamic psychotherapies for common mental disorders. In: *Cochrane Database Syst. Rev.*, Oct. 8 (4): CD004687.
- Balint, M. (1997): Über das psychoanalytische Ausbildungssystem. In: M. Balint: *Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse*. 2. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 307–332.
- Bienenstein, S.; Rother, M. (2009): *Fehler in der Psychotherapie: Theorie, Beispiele und Lösungsansätze für die Praxis*. Wien: Springer.
- Blomberg, J.; Lazar, A.; Sandell, R. (2001): Outcome of patients in long-term psychoanalytical treatments. First findings of the Stockholm Outcome of Psychotherapy and Psychoanalysis (STOPP) study. *Psychotherapy Research*, 11: 361–382.
- Bruder-Bezzel, A. (2012): Rezension zu: Rieken, Bernd; Sindelar, Brigitte; Stephenson, Thomas: *Psychoanalytische Individualpsychologie in Theorie und Praxis*. Psychotherapie – Pädagogik – Gesellschaft. Wien: Springer Verlag 2011. *Z. f. Individualpsychol.* 37: 312 f.
- Bühning, P. (2012): Zukunft der psychotherapeutischen Ausbildung: Die Angst der Psychoanalytiker. In: *Deutsches Ärzteblatt* 109(38): A–1858 / B–1508 / C–1480. Im Internet unter <http://www.aerzteblatt.de/archiv/130226/Zukunft-der-psychotherapeutischen-Ausbildung-Die-Angst-der-Psychoanalytiker> (24.10.2012).
- Burda, G. (2012): *Formate der Seele. Erkenntnistheoretische Grundlagen und ethische Implikationen der Allgemeinen Psychotherapiewissenschaft*. Münster, New York: Waxmann.
- Cremerius, J. (1996): *Lehranalyse und Macht*. In: Kaiser, Helmut (1996): *Grenzverletzung. Macht und Missbrauch in meiner psychoanalytischen Ausbildung*. Zürich, Düsseldorf: Walter, S. 161–184.
- Daston, L.; Galison, P. (2007): *Objektivität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Datler, W. et al. (2005): Die Offenlegung von Gegenübertragungsgefühlen als Teil der Analyse der therapeutischen Beziehung? Eine Diskussion im Anschluss an Bernd Riekens Beitrag über »Gegenübertragungsprobleme, Beziehungsanalyse und Selbstenthüllung im Schatten der Therapieausbildung« (ZfP 2003). *Z. f. Individualpsychol.*, 30: 171–205.
- DPV 2012: Deutsche Psychoanalytische Vereinigung: Ausbildungskosten in DPV Instituten. <http://www.dpv-psa.de/ausbildung/broschuere/ausbildungskosten-in-dpv-instituten/> (01.11.2012).
- Fäh, M.; Fischer, G. (Hg.) (1998): *Sinn und Unsinn in der Psychotherapieforschung. Eine kritische Auseinandersetzung mit Aussagen und Forschungsmethoden*. Gießen: Psychosozial.
- Fiegl, J. (2010): *Erfahrungen aus dem Studium der Psychotherapiewissenschaft. Vortragsmanuskript der Konferenz »Psychotherapiewissenschaft und die Akademisierung der Psychotherapie in Europa«*. Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien, 18.03.–20.03.2010.
- Fischer, G. (2008): *Logik der Psychotherapie. Philosophische Grundlagen der Psychotherapiewissenschaft*. Kröning: Asanger.
- Fischer, G. (2011): *Psychotherapiewissenschaft. Einführung in eine neue humanwissenschaftliche Disziplin*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

- Freud, S. (1937c): Die endliche und die unendliche Analyse. In: Gesammelte Werke, Bd. XVI. 7. Aufl. Frankfurt a. M.: S. Fischer 1993, S. 57–99.
- Fürst-Pfeifer, G. (2012): (Un)bewusste Berufswahlmotive von Psychotherapeuten im subjektiven Erfahrungskontext der Familiengeschichte und als Quelle ihrer beruflichen Praxisformen? Qualitativ-interpretative Explorationsstudie: fünf Tiefenpsychologen – fünf Systemische Familientherapeuten. Diss. scient. pth. SFU 2012 [Publikation i.V.].
- Gloy, K. (2001): Vernunft und das Andere der Vernunft. Freiburg, München: Alber.
- Grawe, K. et al. (1994): Psychotherapie im Wandel. Von der Konfession zur Profession. 3. Aufl. Göttingen: Hogrefe.
- Gowin, P. (2012): Freimauerei und Persönlichkeitsentwicklung. Wien: SFU-Verlag.
- Goethe, J.W. von (1993): Faust. Der Tragödie erster Teil In: Werke, Bd. 3: Dramatische Dichtungen I. Hg. von Erich Trunz. 15. Aufl. München: Beck (Hamburger Ausgabe in 14 Bänden), S. 20–145.
- Heinzel, R. (2003): Die Angst des Therapeuten. Psychotherapie, 8: 175–186.
- Honko, L. (1959): Krankheitsprojekte. Untersuchung über eine urtümliche Krankheitserklärung. Helsinki: Academia Scientiarum Fennica.
- IPPTW 2012: Institut für Psychologie und Psychotherapiewissenschaft Köln der Steinbeis-Hochschule Berlin. <http://www.ipptw-aktuell.de/> (24.10.2012).
- IPU 2012: International Psychoanalytic University: Studienangebot. <http://www.ipu-berlin.de/studieninteressierte/studienangebot.html> (24.10.2012).
- Jaeggi, E. (2001): Und wer therapiert die Therapeuten? Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kant, I. (2005): Kritik der reinen Vernunft. In: Werke in sechs Bänden, Bd. II. Hg. von W. Weischedel. 6. Aufl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Kierein, M.; Pritz, A.; Sonneck, G. (1991): Psychologengesetz, Psychotherapiegesetz: Kurzkommentar. Wien: Orac.
- Knoll, A. (2012): Resonanzmomente: Beziehungsphänomene in Schamanismus und Psychotherapie. Münster: Monsenstein und Vannerdat.
- Leichsenring, F. (2005): Are psychodynamic and psychoanalytic therapies effective? A review of empirical data. International Journal of Psychoanalysis, 86/3: 841–868.
- Luborsky, L.; Kächele, H. (1988): Der zentrale Beziehungskonflikt. Ein Arbeitsbuch. Ulm: PSZ-Verlag.
- Moser, T. (2012): Romane als Krankengeschichten – Krankengeschichten als Romane. Z. f. Individualpsychol., 37: 286–292.
- Müller, K. E. (2002): Die gespenstische Ordnung. Psi im Getriebe der Wissenschaft. Frankfurt a. M.: Lembeck.
- Nowak, R. C. (2011): Transaktionsanalyse und Salutogenese. Der Einfluss transaktionsanalytischer Bildung auf Wohlbefinden und emotionale Lebensqualität. Münster, New York: Waxmann 2011.
- Platon (1994): Timaios. In: Sämtliche Werke, Bd. 4: Timaios, Kritias, Minos, Nomoi. Neu hg. v. U. Wolf. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 11–103.
- Pohlen, M.; Bautz-Holzger, M. (1995): Psychoanalyse – Das Ende einer Deutungsmacht. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Price, D. J. de Solla (1974): Little science, Big science. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Pritz, A.; Teufelhart, H. (1996): Psychotherapie – Wissenschaft vom Subjektiven. In: A. Pritz (Hg.): Psychotherapie – eine neue Wissenschaft vom Menschen. Wien, New York: Springer, S. 1–18.
- Reiter, L.; Steiner, E. (1996): Psychotherapie und Wissenschaft. Beobachtungen einer Profession. In: Pritz, A. (Hg.): Psychotherapie – eine neue Wissenschaft vom Menschen. Wien, New York: Springer, S. 159–203.
- Rieken, B. (1996): »Fiktion« bei Vaihinger und Adler. Plädoyer für ein wenig beachtetes Konzept. In: Zeitschrift für Individualpsychologie, 21, H. 4, S. 280–291.
- Rieken, B. (2003): Gegenübertragungsprobleme, Beziehungsanalyse und Selbstenthüllung im Schatten der Therapieausbildung. Fallbeispiele und Überlegungen aus individualpsychologischer Sicht. Z. f. Individualpsychol., 28: 332–353.
- Rieken, B. (Hg.) (2011): Alfred Adler heute. Zur Aktualität der Individualpsychologie. Münster, New York: Waxmann.
- Rieken, B. (2012): Psychotherapie als Bildungsprozess am Beispiel der Sigmund-Freud-Privatuni-

- versität Wien. Zeitschrift für Psychotraumatologie, Psychotherapiewissenschaft, Psychologische Medizin, 10: 95–102.
- Rieken, B. (i.D.): Das Analogiedenken als Element einer psychoanalytischen Psychotherapiewissenschaft. Zeitschrift für Psychotraumatologie, Psychotherapiewissenschaft, Psychologische Medizin, 11: i. E.
- Rieken, B.; Sindelar, B.; Stephenson, T. (2011): Psychoanalytische Individualpsychologie in Theorie und Praxis. Psychotherapie – Pädagogik – Gesellschaft. Wien, New York: Springer.
- Rosenkötter, L. (1986): Schattenseiten der psychoanalytischen Ausbildung. In: H.-M. Lohmann (Hg.): Die Psychoanalyse auf der Couch. Frankfurt a. M.: Fischer, S. 221–233.
- Rudolf, G. (2002): Wie können strukturelle Veränderungen in analytischen Langzeitpsychotherapien empirisch erfasst werden? In: W. Bohleber, S. Drews (Hg.): Die Gegenwart der Psychoanalyse – die Psychoanalyse der Gegenwart. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 546–566.
- Schneider, E. (1996): Wer bestimmt, was hilft? Über die neue Zahlengläubigkeit in der Therapiefor- schung – Eine Streitschrift. Paderborn: Junfermann.
- Seligman, M.E.P. (1995): The Effectiveness of Psychotherapy. The Consumer Reports Study. In: American Psychologist, Vol. 50, No. 12: 965–974.
- SFU (2012a): Sigmund Freud Privat Universität Wien Paris. <http://www.sfu.ac.at/index.php> (24.10.2012).
- SFU (2012b): Sigmund Freud Privat Universität Wien Paris: Studiengebühren. <http://www.sfu.ac.at/index.php?page=6&article=140> (01.11.2012).
- SFU/IP (2012): Wahlpflichtfach Individualpsychologie – Beschreibung der Lehrveranstaltungen. <http://www.sfu.ac.at/data/Reakkreditierung%20der%20Lehrveranstaltungen%20im%20WPF%20Individualpsychologie%20Stand%20Juli%202009.pdf> (24.10.2012).
- Stephenson, Th. (2011a): SFU-IP – Erste Konturen einer sich neu bildenden Community. In: B. Rieken (Hg.): Alfred Adler heute. Zur Aktualität der Individualpsychologie. Münster, New York: Waxmann, S. 9–39.
- Stephenson, T. (2011b): Auf welchen Schultern stehen wir? »Freie psychoanalytische Forschung« in Ausbildung und Praxis? In: B. Rieken (Hg.): Alfred Adler heute. Zur Aktualität der Individualpsychologie. Münster, New York: Waxmann, S. 75–85.
- Streeck, U. (2008): Lehranalyse. In: W. Mertens; B. Waldvogel (Hg.): Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe. 3. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer, S. 431–434.
- Werner, Chr.; Langenmayr, A. (2005a): Das Unbewusste und die Abwehrmechanismen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Psychoanalyse und Empirie, Bd. 1).
- Werner, Chr.; Langenmayr, A. (2005b): Der Traum und die Fehlleistungen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Psychoanalyse und Empirie, Bd. 2).
- Werner, Chr.; Langenmayr, A. (2006a): Die Bedeutung der frühen Kindheit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Psychoanalyse und Empirie, Bd. 3).
- Werner, Chr.; Langenmayr, A. (2006b): Psychoanalytische Psychopathologie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Psychoanalyse und Empirie, Bd. 4).
- Wexberg, E. (1987): Individualpsychologie. Eine systematische Darstellung. Mit einer Einführung von Gerd Lehmkuhl. 3. Aufl. Stuttgart: Hirzel.

Korrespondenzadresse: Univ.-Prof. Dr. Dr. Bernd Rieken, Andreas Hofer-Zeile 17, A–2500 Baden bei Wien. E-Mail: bernd.rieken@sfu.ac.at; bernd.rieken@univie.ac.at